

Als die Welt kurz aufhörte sich zu drehen (Monoprosa)

Ich höre mein Telefon im Hintergrund meines leichten Schlafs vibrieren. Es ist definitiv viel zu früh für gute Nachrichten. Ich greife zum Nachttisch und schaue mit meinem Fünfuhrdreißigblick auf das Display. Maggie. Ich bin auf der Stelle wach. Es schreit mich förmlich an. Mein Herz pocht. Ich gehe endlich ran. (...mehr)

Maggie ist völlig aufgelöst. Ich bin es jetzt auch. Ich stehe auf, laufe umher, spüre den Boden unter meinen nackten Füßen. Ich schaue aus dem Wohnzimmerfenster. Die Sonne geht auf, die Straße ist noch leer. Eine perfekte Fotografierzeit, ein perfektes Fotografierwetter. Maggie schluchzt, atmet schnell, sagt nichts. Sie macht wieder einen Versuch, Worte zu finden. Ich warte. Maggie bekommt wenige Wortfetzen heraus. Ich weiß sofort, was los ist, warte trotzdem ab. Sie sagt, dass es gerade geschehen ist.

Paralysiert bin ich. Ich höre sie reden, aber es bleibt kaum etwas an mir hängen. Eine Stunde später soll ich sie noch einmal anrufen. Damit wir über Details sprechen können, Details. Maggie will unbedingt joggen gehen. Ich möchte das auch, wenn nur meine Beine das könnten. Einfach den Informationen des Morgens entfliehen. Doch stehe ich immer noch am Wohnzimmerfenster in meiner warmen Wohnung, mit meinem erschütterten Ich.

Ich spüre nichts mehr. Der Boden hat mich an sich gezogen. Ich übergebe mich. Ich habe mir dieses Leben auch nicht ausgesucht. Ich habe niemanden darum gebeten.

Alles redet. In mir redet es. Ist sie es? Bin ich das? Wer spricht? Ich höre die Stimmen, sie schreien mich an. Sie beschimpfen mich.

Wärst du nicht da, dann wäre mein Leben anders verlaufen!

Mama, bitte sag das nicht. Zu oft hast du mir das vorgeworfen.

Mein Telefon vibriert. Maggie. Bestimmt sind schon Stunden vergangen.

Tatsächlich sind es gerade einmal 4320 Sekunden. Es fühlt sich so an, als

hätte ich jede einzelne davon zählen müssen. Ich höre es surren. Kann nicht rangehen. Eine Weile warte ich noch. Immer noch auf dem Boden liegend rufe ich zurück. Mein Herz pocht.

Ich: „Hey.“ Maggie: „Hey.“

Sie erzählt mir, was geschehen ist. Maggie wirkt ruhig. Ich nicht. Höre nicht mehr zu. Kann nicht mehr zuhören. Irgendwann lege ich auf, erschöpft. Eine Weile noch bleibe ich liegen, beschließe, das Erbrochene und die Tränen und die Verzweiflung später aufzuwischen. Meine Gedanken kreisen, laut. Wie immer spricht es in mir. Worte haben ihren Weg zum Mund gefunden. Ich hasse mich in Momenten wie diesen.

Meine Mama leb..te in Namibia. Ich in Deutschland. So war das schon immer. Alles ist durcheinander. Ich sehe ihr Leben. Wieso sehe ich ihr Leben und dann auch noch in 16-facher Geschwindigkeit, wie beim Vorspulen eines Films? Ihr Leben im Zeitraffer: Mama. Papa. Liebe. Krieg. Armee. Schwanger. Angst. Flüchtlingslager. Massaker. Angst. Angst. Vergewaltigungen. Schüsse. Verletzungen. Tod. Angst. Flugzeug. Ost-Berlin. Krankenhaus. Abtreibung. Nein. Angst. Geburt. Mädchen. Schwerstkrank. Sicherheit. Atmen. Träume. Angola. Krieg. Straßen. Obdachlos. Flucht. Angst. Einsamkeit. Kind weg. Dunkel. Dunkel. Überleben. Trauma. Angst. Neue Zeit. Unabhängigkeit. Selbstverwirklichung. Gebrochene Seele. Suchend. Aids. Tot. Tot. Tot. Alles dreht sich. Ich wanke umher. In meinem großen Wohnzimmer. Wo sind die Wände? Wo bin ich?

Ich bin da. Sie ist es nicht mehr. Was sollen diese Tränen? Was sollen sie? Wie blöd von mir, denke ich, sag ich. Ich lebe schon immer mit einer imaginären Mutter. Was soll das jetzt? Wieso weine ich? Spüre Verlust, der doch keiner sein sollte. Diese Frau kann mir gestohlen bleiben. Eine Fremde. Eine fremde Mutter. Was für eine Mutter, die die gestreuten Brotkrumen zum Herzen der eigenen Tochter nicht findet? Sehr, sehr viele Kindergeburtstage und sehr, sehr viele Jugendgeburtstage und sehr, sehr viele Erwachsenengeburtstage kam ich auch ohne sie klar.

Ich falle auf den Boden, krampfe, weine, fasse Fragmente, Erinnerungsfetzen. Fast 12.000 Kilometer Imagination, Träume trennten uns voneinander. Sie hat

mich in das Leben geholt. Das schweißt zusammen.

Ich reise zurück. Als Kind dachte ich, meine Mutter würde als Freiheitskämpferin Afrika beschützen wie Superwoman. Der einzige Realitätscheck, die seltenen unpersönlichen Briefe und ein sepiafarbenedes Portraitfoto von ihr, genau eins. Bis ich zehn Jahre alt war, war dies das Bild einer, meiner Mutter. Dann kam sie zu Besuch nach Deutschland. Und sie wurde die Karten spielende Mutter. Sie spielte immerzu Solitär. Es dauerte Jahre zu verstehen, warum sie ein Spiel wählte, was man nur alleine spielen kann.

Der restliche Tag ist Erinnerung hinter Milchglas. Schmerzen im Bauch. Ich fahre im Auto umher ohne Ziel.

„Ich habe keine Mutter mehr. Ich habe keine Mutter mehr.“ Ganz leise, wiederhole ich mich. Immer und immer wieder. Mehr Worte finden keinen Weg. Ich bin zurück in meiner gewohnten Sprachlosigkeit.

Es wird Nacht und wieder Tag und wieder Nacht und wieder Tag. Bloß für mich ist das nicht der Zyklus des Lebens. Meiner besteht aus: Weinen. Autofahren. Übergeben. Duschen. Weinen. Selbstverletzen. Weinen. Weinen. Noch mehr Duschen. In mir zerbricht es, jeden Tag mehr, doch die Welt dreht sich einfach weiter.

Welt, hörst Du mich! Ich habe keine Mutter mehr und dich interessiert das nicht!

Tage später. In Owambotradition wird der Beerdigungstermin durch eine Zeremonie ermittelt. Aus Namibia kommen Anrufe. Ich gehe nie ran. Mein Anrufbeantworter redet mit ihnen. Ich soll zur traditionellen Beisetzung kommen. Mein inneres Heilometer macht eine Reise unmöglich. Ich bleibe. Wieder einmal bin ich darauf angewiesen, dass lebensverändernde Entscheidungen von außen getroffen werden. Das zieht sich durch mein Leben wie ein roter Faden. Manchmal tanzt er um mein Beinkleid, umspielt meine Hüfte und wirbelt im Wind. Doch dann und wann schnürt er mich ein. Fest, so fest, dass mein Überleben bedroht ist. Ich kann eh nicht mehr. Es ist

mir egal, ob ich fliege oder nicht. Die Familie vor Ort entscheidet über das Datum der Beisetzung. Die Familie hier entscheidet, dass ich in diesem Zustand nicht reisen kann. Ich entscheide zu schweigen. Nur das Blatt und der Stift sind mein Weg aus den brutalen inneren Nöten.

Samstagabend. Ich wohne vorübergehend im Gästezimmer meiner Familie. Auf meinem Bett liegt eine Einladung. Zu einer Beerdigungsfeierlichkeit meiner Mutter: Bitte komme morgen um 12 Uhr auf die Terrasse. Bereite was Inhaltliches vor.

„Äh, nee, ich kann das nicht“, schreit es in mir.

Es ist nachts. Ich liege da, regungslos, mit offenen Augen. Wieder eine Nacht, in der ich nicht schlafe. Sonntag, der Tag der Beerdigung im Owamboland. Morgens greife ich zum Stift und schreibe. Als ich fertig bin, gehe ich langsam die Treppe hinunter, alle sitzen beisammen, alle erwarten mich. Wir zünden Kerzen an, obwohl es an diesem Tag so richtig heiß ist. Wir erzählen uns Geschichten über meine Mama, trinken frische Erdbeerbowle und lachen und weinen. Selbst die, die sie nie getroffen haben, sprechen darüber, wie sie Clementine wahrgenommen haben. Ich lese meinen Text vor. Für einen Moment bleibt die Welt stehen. Es ist, als hätte die Erde mich gehört.

Liebe Mama,

am 29. Juli 2012 hast du deine irdische Welt verlassen und ich bin traurig, dass du nicht mehr da bist. Denn du bist viel zu jung an den Folgen einer Krankheit mit den Symptomen Scham und Brutalität gestorben.

Ich wuchs mit einer Mutter auf, die im herkömmlichen Sinne keine war. Aber das macht nichts, denn nichts ist herkömmlich in meinem Leben, in jedem Leben. In meiner Realität warst du eine Mutter, weil du mich zur Welt gebracht hast und an wenigen, aber entscheidenden Stellen dafür gesorgt hast, dass ich leben durfte. Das allein machte dich zu meiner Mutter und so gab es andere Frauen, liebevolle Monde, die mir zeigten, was Mutter sein bedeutet.

Auch wenn ich das Privileg genieße, viele Mütter zu haben, so weiß ich,

dass die Bindung zur eigenen Mutter fast unersetzbar bleibt. Als Tochter kannte ich dich nicht genug. Ich weiß nicht, wie groß du warst. 1,59 m oder gar 1.61 m? Mochtest du Pralinen? Ich kannte nicht deine Lieblingsfarbe, wusste nicht, was es für dich bedeutete, das erste Mal deine einzige Tochter auf dem Arm zu halten, oder wovor du dich fürchtetest. All das und vieles mehr blieb mir verborgen und wir hatten nie die Chance, es zu entdecken.

Aber eines weiß ich genau: Meine Mama war eine Kämpferin. Egal, was sich ihr in den Weg stellte, sie kämpfte – bis zum Schluss. Sie liebte das Schöne, mochte keinen Schnee, freute sich über Besuch und spielte gerne Karten. Ihr absolutes Lieblingswort war rubbish, Müll, und sie scherzte damit, weil sie uns damit zeigte, was ihr wichtig war, ohne viele Worte darüber zu verlieren. Das war mir erst später klar.

Du gabst dein eigenes Kind weg und zogst ein anderes auf, das Hilfe brauchte. Du versorgtest eine ganze Großfamilie, weil das deine Aufgabe war. Du mochtest schöne Kleider und warst eine Frau der Zeit. Du achtetest Traditionen und liebtest das Leben im Owamboland. Ich weiß, dass du keine Heilige warst, nur zu gut weiß ich das. Aber in der Tiefe meiner Seele weiß ich, du warst stolz auf mich, auch, wenn du das nur sehr selten zeigtest. Wenn du wütend warst, warfst du spitze Schuhe. Du warst eifersüchtig und jähzornig und liebtest aber auch aus vollem Herzen. Du warst klug, fleißig, kommunikativ, sangst und lachtest, wann immer es dir möglich war.

Erzählten wir anderen, dass wir Mutter und Tochter sind, dann waren sie überrascht. Ich habe weder deine Augenform, Hände oder gar deinen Owambo-Po geerbt. Ach übrigens, Omatako, also Po/Arsch, war mein erstes Oshiwambo-Wort. Sicherlich sagst du gleich wieder Rubbish!

Dennoch, oder gerade deswegen ist Clementine „Tuuli“ Aukongo meine Mama gewesen, denn ich erbe von ihr meinen Kampfgeist, meinen Sinn für Menschen, Freude und Lachen. Ich weiß wie sie eine Mahlzeit wert zu schätzen und was es bedeutet, ein Arztzimmer

endlich wieder verlassen zu dürfen. Ich bin dankbar, dass ich durch sie Mekuulu, meiner Owambo-Großmutter, unsagbar nah kam und ich eine Owambo werden konnte.

Auch wenn ich fast 12.000 Kilometer weit entfernt bin, gerade nicht an deiner Beerdigung teilnehme und mir gemeinsame Augenblicke spärlich vorkommen. Auch wenn ich mir oft wünschte, eine andere Mutter zu haben, so bin ich unendlich dankbar, dass es diese entscheidenden Augenblicke gab und ich dadurch wachsen durfte.

Letztendlich ist meine Mutter nicht nur ein Teil der Wurzeln meines Lebensbaumes, sie ist Stamm und Blattwerk zugleich. Wie mein Vater es sagte, sie ist Tuuli, das Blatt im Wind und ich weiß, wenn ich Bäume sehe, dann ist sie da und gibt mir zu verstehen, was wichtig ist im Leben eines Owambo-Mädchen im Dschungel dieser Welt. Ich nehme diese Herausforderung an. Ondikuhole, Ich liebe Dich, Deine Lahya

Es ist wieder morgens. Ich schreibe und schreibe, ich höre nicht auf zu schreiben. Ich sehe Blätter tanzen und stell mir vor, dass es Menschen aus einer alten Zeit sind, die einem etwas bedeuten. Eine tote Mama ist eine Last, die so schwer auf mir ruht, dass selbst die Vorstellung, dass sie ein Blatt sein könnte, mich erdrückt. Doch mit der Zeit ist es leichter geworden. Ich lebe mit diesem Verlust. Ich lebe mit dieser Erinnerung – jederzeit, jederzeit.